

Oskar Weggel

Südchina:

Hort des Widerstands gegen Beijing

Gliederung:

Vorspann

1. "Südchina" - die historische Dimension
1.1.

Der Anti-Regionalismus in der chinesischen Geschichtsschreibung

1.2. "Südchina: Was darunter zu verstehen ist

1.3. Die Phasen der Südverschiebung
1.3.1.

Die Emanzipation des Südens nach dem Zusammenbruch des Tang-Reichs
1.3.2.

China zur Song-Zeit: Die Verlagerung des Reichs-Mittelpunkts nach Süden
1.3.3.

Südchina zur Mongolenzeit
1.3.4.

Die Rückkehr zur "Innenschau" während der Ming-Zeit (1368-1644)
1.3.5.

Qing-Zeit (1644-1911): Politik der verriegelten Tür
1.3.5.1.

Maritime Scheuklappen
1.3.5.2.

Außenwirtschaftliche Bremsversuche
1.3.5.2.1.

Das "Tributssystem"
1.3.5.2.2.

Das "Canton-System"
1.3.5.3.

Die "Strategiedebatte": Neuauflage einer Jahrtausenddiskussion

Vorspann

Noch in den späten 80er Jahren erfolgte der Widerstand gegen die Politik Beijings hauptsächlich aus bestimmten gesellschaftlichen Schichten heraus, sei es nun aus der Reihe der Studenten oder aber zahlreicher Stadtbewohner, so daß sich die Aufmerksamkeit damals zu Recht auf diesen "Brennpunkt" konzentrierte; nach dem Debakel vom

4.Juni 1989 jedoch hat sich der "Hauptwiderspruch" verschoben und immer mehr auf die Regionen verlagert, die es sich nicht gefallen lassen wollen, daß Beijing im Rahmen seines Rezentralisierungskurses all jene regionalen und lokalen Rechte wieder rückgängig macht, die es in den zehn Jahren der Reformen so großzügig eingeräumt hatte. Einige der erfolgreichsten Provinzen im Süden und Südosten haben seitdem verstärkt Igelhaltung bezogen - allen voran das traditionell widerspenstige Guangdong, das sich insgeheim zum Anführer der regionalen Opposition gegen Beijing entwickelte und hierbei andere Provinzen wie Fujian und Shanghai mitzog. Dabei handelte es sich, wohl gemerkt, jeweils um Einheiten in der Größenordnung europäischer Staaten.

In diesem für China so typischen Grabenkrieg zwischen der Hauptstadt und den Provinzen versuchte die Zentralbürokratie, wieder höhere Steueranteile und mehr Verfügungsgewalt über die knappen Rohstoffe an sich zu ziehen und gleichzeitig auch auf die personelle Besetzung der Provinzen verstärkt Einfluß zu nehmen. Die Regionen ihrerseits freilich wollen einen solchen Rückfall in alte Zeiten nicht kampflos hinnehmen, sondern pochen verstärkt auf ihre zwar nicht de jure, wohl aber de facto erkämpfte Wirtschafts- und Personalautonomie und gingen im Verlaufe des Jahres 1990 überdies dazu über, erneut regionale Handelsbarrieren zu errichten, indem sie u.a. regelrechte Schlagbäume entlang ihrer Grenzen aufrichteten. So kräftig war diese Gegenströmung, daß sich der Staatsrat gezwungen sah, am 10.November 1990 einen Runderlaß herauszugeben, in dem die Provinzen aufgefordert wurden, die "ungehinder-

te Warenzirkulation" wieder zuzulassen. Keine Regionalregierung dürfe es sich herausnehmen, Kontrollstellen und Schlagbäume einzurichten, zusätzliche Steuern auf Waren aus anderen Landesteilen zu erheben, Kredite ausschließlich an "einheimische" Unternehmen zu vergeben oder aber eine "Wirtschafts- und Sozialpolitik eigenen Zuschnitts" zu betreiben, indem beispielsweise aus kurzfristigen Rentabilitätsüberlegungen Betriebe geschlossen, zentrale Prämienregelungen mißachtet oder aber regionale Wirtschaftssonderzonen auf eigene Faust eröffnet würden.

Es fällt auf, daß es ausgerechnet Regionen "Südchinas" sind, die der Beijinger Zentralregierung besonderes Kopfzerbrechen bereiten. Die Spielregeln der Entscheidungsfindung werden heute auch in China immer mehr von wirtschaftlichen Gegebenheiten bestimmt. Die Zukunft Chinas liegt deshalb in den wirtschaftlich erfolgreichen Küstenregionen, wo Politik schon seit geraumer Zeit ohne viel Rücksichtnahme auf Beijing gemacht wird.

Nachfolgend soll dargelegt werden, daß das Tauziehen zwischen Zentralismus und Regionalismus, das sich besonders im Nord-Süd-Verhältnis so dramatisch bemerkbar macht, nicht neu ist, sondern daß es sich hier um eine Konstante handelt, die sich bis zum Zusammenbruch der Tang-Dynastie, d.h. also runde 1.000 Jahre, zurückverfolgen läßt.

In einem ersten Teil ist der Entwicklungsverlauf dieses Prozesses aus historischer Sicht darzulegen; in einem zweiten Teil, der in einem späteren Heft folgt, gilt es dann, den Nord-Süd-Gegensatz, wie er sich heutzutage darstellt, in seiner horizontalen Dimension vorzustellen, wobei sich die Schilderung nicht nur auf politische Aspekte oder auf den Kampf um die Verteilung der Fiskaleinnahmen beschränken, sondern weiter ausgreifen und u.a. auch kulturelle Aspekte sowie Stereotypen einbeziehen soll, wie sie den chinesischen Nord-Süd-Vorstellungen zugrunde liegen.

Es ergibt sich hier ein nicht uninteressanter Unterschied zur indischen Geschichtsschreibung: In der chinesischen Historiographie galten, wie erwähnt, die großen Einheitsreiche der Han, Tang, Song und Ming als Leitbilder,

während die Epochen der Dezentralisierung und der Spaltung ausnahmslos als "anomal" eingestuft wurden. Auch indische Historiker neigten eine Zeitlang dazu, ihre wenigen Einheitsreiche unter den Dynastien der Maurya (320-185 v.Chr.), der Gupta (320-535 n.Chr.) und der Moghulen (1525-1857) als vollkommen, den mittelalterlichen Polyzentrismus aber als Degenerationserscheinung zu deuten.

Diese Auffassung hat in neuerer Zeit allerdings einer gegenläufigen Interpretation Platz gemacht. Heute besteht eine Tendenz, gerade das hinduistische Mittelalter als einen Höhepunkt gesamtindischer Geschichte zu betrachten, da damals, im Gegensatz zu den Großreichen des Altertums, die ausschließlich im Norden des Landes angesiedelt waren, zum ersten Mal auch Zentral- und Südindien gleichberechtigt mit ins Spiel kamen, und da diese Vielheit von konkurrierenden Kräften überdies zur Herausbildung jener farbigen Regionalkulturen führte, die bis heute das faszinierende Prisma der indischen Kultur ausmachen. Indische Geschichtsschreibung ist freilich eine Erscheinung neueren Datums, die erst durch die Begegnung mit Europa angeregt worden ist.

Die Bruchstückhaftigkeit der traditionellen indischen "Geschichtsschreibung", die sich auf wenige Fels- und Tempelinschriften beschränkt, erklärt sich aus dem hinduistischen Weltbild, das den geschichtlichen Erscheinungsformen Illusionscharakter beimaß und es nicht für wert befand, "täuschende" Ereignisse für die Nachkommenschaft aufzuzeichnen, zumal ja alle Ereignisse sich dauernd wiederholen, also keinen Einmaligkeitscharakter besitzen.¹

Indische Geschichtsschreibung hat m.a.W. keine Vorurteile gegen den Regionalismus etabliert - im Gegenteil! Ganz anders in China, wo die Vertreter der gleichen gesellschaftlichen Schicht, nämlich des Mandarinats, 2.000 Jahre lang in die gleiche Kerbe geschlagen und den Zentralismus als Ideal, jede Regionalisierung aber als höchst verderblich hingestellt haben. Leider hat die westliche Sinologie die alten Vorurteile des Mandarinats zum größten Teil übernommen und dafür gesorgt, daß die Verdammung des Regionalismus bis in die Gegenwart hinein fort dauert, und daß u.a. eine Idee wie das Konzept Südchina allenfalls mit Stirnrünzeln betrachtet wird.

Auch die moderne sinokommunistische Geschichtsschreibung hält, so marxistisch-"revolutionär" sie sich auch immer geben mag, an den antiregionalistischen Vorurteilen des Mandarinats fest. Besonders deutlich wurde dies zuletzt wieder einmal anhand der halbamtlichen "Geschichte im Überblick" von Bai Shouyi, die 1989 vom Beijinger Verlag für fremdsprachliche Literatur auch auf deutsch herausgegeben wurde und in der die Zwischenperioden als Zeiten des Aufruhrs und Niedergangs rabenschwarz gezeichnet werden.

1. "Südchina" - die historische Dimension

1.1.

Der Anti-Regionalismus in der chinesischen Geschichtsschreibung

Die Historiographie Chinas war nicht eine Privatangelegenheit, sondern wurde seit der Tang-Zeit von einem eigens dafür eingerichteten staatlichen Amt betrieben und hatte die Aufgabe, der Beamtenschaft und der gerade herrschenden Dynastie einen Spiegel vorzuhalten. Es ging in erster Linie also nicht um die Darstellung nackter Tatsachen, sondern um normative Bewältigung und um Erstellung positiver und negativer Modelle. Vor allem das Geschichtswerk des während der Song-Zeit wirkenden Sima Guang, das höchst moralisierend aufgebaut war, wirkte für Jahrhunderte stilprägend. Je nachdem, unter welchem Aspekt man sich der chinesischen Geschichtsschreibung nähert, wird man sie entweder als ein Schatzhaus von Verhaltensmodellen oder aber als eine einzige Ansammlung von Klischees betrachten.

Nur wenn man die staaterhaltende Funktion der Geschichtsschreibung im Auge behält, wird einsehbar, warum bestimmte Erscheinungen positiv und warum andere immer negativ bewertet wurden.

Die Historiographie blieb beispielsweise über die Jahrhunderte bei ihrer Behauptung, daß es immer nur *einen* Konfuzianismus gegeben habe, während doch ganz im Gegenteil jedes Zeitalter sich seinen *eigenen* Konfuzius zurechtgelegt hat; sie geht ferner davon aus, daß die traditionelle Gesellschaft im wesentlichen immer das gleiche Aussehen gehabt habe, während sich doch in Wirklichkeit, um hier ein

beliebiges Beispiel herauszugreifen, die höchst "zivile" Song-Gesellschaft mit ihrer Verachtung für das Kriegshandwerk grundlegend von der draufgängerischen Tang-Gesellschaft unterschieden hat, in der das Militär noch einen hohen Stellenwert eingenommen hatte. Nicht zuletzt aber wäre es für einen kaiserlichen Historiographen undenkbar gewesen, China anders würdigen zu können denn als zentralistischen Einheitsstaat. Dem Regionalismus haben die Geschichtsschreiber nie positive Aspekte abgewinnen können. Von ihrem Standpunkt aus konnte dieses Negativurteil schon deshalb nicht anders ausfallen, weil die Glanzzeiten des Mandarinats noch allemal mit Perioden der staatlichen Einheit zusammengefallen waren, während es immer dann überflüssig zu werden drohte, wenn die Regionen wieder einmal an Eigendynamik gewonnen hatten. So waren beispielsweise gegen Ende der Tang-Zeit neue Führungsschichten entstanden - zumeist erfolgreiche Generäle, die sich durch Bruderschaften oder aber durch Adoption Seilschaften eigener Provenienz aufgebaut und dafür gesorgt hatten, daß die offizielle Staatsprüfung nicht mehr der einzige Fahrstuhl zu Macht und Einfluß war - ein Greuel für jeden traditionell gesonnenen Amtsträger. Kein Wunder, daß die neuen Machthaber von den verbeamteten Historiographen nachträglich als Führer von Räuberhaufen und Rebellen abqualifiziert wurden.

1.2.

"Südchina": Was darunter zu verstehen ist

Ganz allgemein könnte man mit "Südchina" die Gesamtregion südlich des Yangzi bezeichnen. Damit würde jedoch lediglich eine geographische, nicht jedoch die im vorliegenden Zusammenhang gebotene soziokulturelle Abgrenzung vorgenommen.

In der chinesischen Vorstellungswelt, die später noch einmal im Zusammenhang mit den "Stereotypen" zu beschreiben ist, bildete sich die eigentliche "südchinesische" Kultur nicht im (geographisch) tiefen Süden von Guangdong heraus, sondern in den eher zentralchinesischen Bereichen von Zhejiang und Jiangsu. Allerdings hat sie sich dann in den südlichen Gebieten um Guangzhou herum am längsten halten können, da sie dort am weitesten entfernt von der nordchinesischen Kontrolle war.

Für den praktischen Zweck der vorliegenden Darstellung empfiehlt es sich, zwischen dem klassischen Südchina um das südliche Yangzibecken herum (Südchina I) und dem peripheren Südchina zu unterscheiden, das sich vor allem im Küstensaum entwickelt hat und dem nicht nur das heutige Guangdong und Fujian, sondern auch Hongkong und Taiwan zuzurechnen sind - also jene Bereiche, die von der im Juni 1988 ausgestrahlten sechsteiligen Fernsehserie "Heshang" als Bestandteile der "Blauen Kultur" Chinas geadelt wurden, und die hier schlicht als "Südchina II" bezeichnet seien.

Der Unterschied zwischen I und II zeigt sich zum einen in der höheren Dichte der Kultur des Yangzibereichs und zum andern in der für chinesische Verhältnisse so ungewöhnlichen Seeorientierung der südchinesischen Peripherie. Es gehört ja mit zu den Standardurteilen sowohl der chinesischen als auch der ihr folgenden westlichen Geschichtsschreibung, daß die Chinesen nie ein Seefahrervolk gewesen seien, und daß für sie die Wasserwüste im Osten ein weitaus größeres Hindernis gewesen sei als die Sandwüste im Westen. Doch stimmt dieses Urteil weder regional für Südchina II noch gesellschaftlich für den Zeitraum zwischen 950 und 1350; in diesen vier Jahrhunderten nämlich hatte das Reich der Mitte seine Tore auch zu den Ozeanen hin weit geöffnet und solide Seefahrertraditionen begründet.

Innerhalb des peripheren "Südchina" nehmen vier Regionen eine ganz besonders eigenwillige - und nicht zuletzt auch außenwirtschaftsorientierte - Stellung ein, nämlich Hongkong/Macau, Taiwan, Fujian und Shanghai. Als fünfte Komponente wären hier noch die Huaqiao, d.h. die Überseechinesen, zu erwähnen, die zwar über die ganze Welt verstreut sind, zu den genannten vier Regionen aber in einem engen Verhältnis stehen, sei es, daß sie auf eine gemeinsame Herkunft blicken, sei es, daß nach wie vor Verwandtschaftsbeziehungen bestehen, sei es, daß inzwischen wieder Geschäftsbeziehungen angeknüpft wurden.

Innerhalb des Vierergespans war *Shanghai* lange Zeit der Inbegriff chinesischen Unternehmertums und chinesisch-europäischer Synergie. Vor allem das "moderne Shanghai", das sich von der Altstadt schon durch seine eu-

ropäische Bebauungsweise abhebt, repräsentiert sich auch dem heutigen Besucher noch als ein "Stück Westen in China". Die Sondergeschichte Shanghais ist allerdings mit der sinokommunistischen Machtergreifung i.J. 1949 zu Ende gegangen. Erst in den späten 80er Jahren wurde der Großraum um die Hafenstadt wieder zum Gegenstand eines Sonderentwicklungsplans, der allerdings nicht nur Shanghai-Stadt, sondern noch weitere Provinzen des Yangzideltas miteinbezieht.

Fujian ist eine Region, deren "blauer" Charakter darin besteht, daß von hier die meisten Besiedler Taiwans stammen, so daß es zwischen den Regionen diesseits und jenseits der Taiwanstraße trotz jahrzehntelanger politischer Trennung immer noch zahlreiche Verbindungen, neuerdings auch wieder beträchtliche Investitionen taiwanesischer Unternehmen in der Sonderwirtschaftszone Xiamen gibt, und daß die Provinz außerdem neben Guangdong das Areal mit dem höchsten Auswandereranteil ist, deren Nachkommen heutzutage um das gesamte pazifische Becken herum angesiedelt sind.

Taiwan und *Hongkong* sind, zusätzlich zu ihrer Randlage, auch noch durch eine lange Kolonialgeschichte geprägt worden und zeigen ein Profil, das sich vom Schema einer festländischen Durchschnittsprovins in vielerlei Hinsicht unterscheidet. Taiwan stand von 1895 bis 1945 unter japanischer Vorherrschaft und hat sich überdies nach 1949 so stark in das vom Westen beherrschte Weltwirtschafts- (und Sicherheits-)System eingemischt, daß es schon heute zwei Gesichter hat: ein chinesisches und ein westliches.

Fast noch stärker ist dies bei der "Kronkolonie" Hongkong der Fall, deren drei Teile Hongkong, Jiulong ("Kowloon") und "New Territories" seit 1842 bzw. 1860 bzw. 1898 an Großbritannien "verpachtet" und seitdem britisch verwaltet worden sind. Nirgendwo in China erscheint die Gesellschaft so "heterogen" wie in der Kronkolonie, wo extrem reiche und bettelarme Chinesen auf dichtem Raum nebeneinanderleben, wo eine britische Verwaltungselite und eine internationale Geschäftswelt angesiedelt ist und wo informelle Machtzentren (wie der Jockey-Club, Jardine & Matheson, die Hongkong and Shanghai Bank) neben dem Gouverneurspalast das Sagen ha-

ben, wo es aber auch zahlreiche Geheimgesellschaften gibt, die noch ganz nach altüberkommenem Muster zusammenarbeiten und mit Spielhöllen, Prostitution oder Drogenhandel ein üppiges Auskommen finden.

Vergleicht man die Bewohner und die Gebräuche der vier genannten Regionen sowie die Huaqiao mit dem Raster des übrigen China, vor allem mit einer typisch nördlichen Provinz wie Shandong, so erscheinen sie als unkonventionelle - und pittoreske - Ausprägungen des Han-Chinesentums. Zwar gehören sie dem gleichen Kulturkreis an, doch unterscheiden sie sich von ihren nördlichen Tongbaomen ("Blutsbrüdern") durch so zahlreiche Eigenarten, daß sie "Südchinesen" nicht nur im geographischen Sinne sind.

1.3.

Die Phasen der Südverschiebung

Ursprünglich war der politische Schwerpunkt Chinas im Nordwesten um Xi'an und Luoyang herum gelegen. Im Laufe der Zeit verschob er sich immer mehr nach Süden und nach Osten - nach Süden vor allem seit dem 11.Jhdt., nach Osten dann mit aller Entschiedenheit im 19.Jhdt. Oststädte, die vorher nie Bedeutung gehabt hatten, wie beispielsweise Shanghai, Tangshan, Tianjin und Qingdao, erhielten jetzt überragende Bedeutung, während die traditionellen westlichen Städte wie Chengdu, Xi'an und Luoyang immer mehr ins Abseits gerieten. Beide Richtungen führten bezeichnerweise zur See hin.

1.3.1.

Die Emanzipation des Südens nach dem Zusammenbruch des Tangreichs

Noch zur Tang-Zeit hatte der Schwerpunkt des Reichs eindeutig im Norden gelegen. Schon damals freilich waren immer mehr Bauern, Kaufleute und Handwerker in den Süden ausgewandert, wo der Boden fruchtbarer, die Konkurrenz nicht so fortgeschritten und das Verkehrsnetz (Wasserstraßen!) besser war.

Immer mehr nahm nun das Gewicht des Südens zu, bis sich etwa zur Halbzeit der Song-Dynastie, also vom 11. auf das 12.Jhdt., die Waagschale zugunsten des Südens neigte, zumindest was Produktion und Verbrauch, Transport und Handel anbelangte.

Die erste Ausdehnung nach Süden war bereits zur Zeit der Han-Dynastie erfolgt. Diese Expansion vom Yangzi

südwärts wird von Gernet² als "eines der bedeutendsten Geschehnisse der Geschichte Ostasiens" bezeichnet, und zwar sowohl wegen ihrer Langzeitwirkung von nahezu zwei Jahrtausenden als auch wegen der Veränderungen, die sie mit sich brachte. Es kam zu Bevölkerungsverschiebungen und ethnischen Vermischungen, zum Untergang oder Wandel alter Kulturen, zu gegenseitigen Entlehnungen usw. Mehrere Königreiche mit eigenständigen Kulturen wurden durch die chinesische Militärexpedition vernichtet, u.a. das Dian-Reich, dessen politisches Zentrum in der Ebene des heutigen Kunming in Yunnan lag, und dessen Kultur erst durch Ausgrabungen nach 1956 erschlossen und weltweit präsentiert wurde. (Ausstellungen gab es 1985 auch in der Bundesrepublik Deutschland.) Die Han eroberten darüber hinaus das Rote-Fluß-Delta und hielten die nördlichen Teile Vietnams fast 1.000 Jahre lang unter kolonialer Vorherrschaft. Am Ende der Han-Dynastie war ganz Südchina - von Guangdong bis hinüber nach Guangxi und vom Yangzi bis hinunter zum zentralvietnamesischen Da Nang - unter chinesische Kolonialherrschaft gebracht worden. Nur ein einziger Staat, nämlich das "Reich der Südlichen Yue" (Nanyueguo) hatte seine Selbständigkeit recht und schlecht behaupten können.

Über Guangdong und Vietnam hinaus reichten die Einflüsse der Han schließlich sogar noch bis nach Südostasien. Damals gab es auch bereits den ersten Seeweg in die "südlichen Meere" (Nanyang). Archäologische Funde weisen auf einen intensiven Handel des Han-Reiches mit Fürstentümern dieser fernabliegenden Region hin. Da allerdings weite Bereiche des heutigen Indochina und des malaiischen Archipels damals bereits unter indischem Einfluß standen, wurde am Ende nur ein einziger Staat Südasiens "sinisiert", nämlich Vietnam.

Politische Eigenbedeutung kam den Regionen Südchinas damals noch nicht zu.

Schon im 9.Jhdt., also auf dem Höhepunkt des Tang-Reichs, war Guangzhou eine Großstadt mit internationalem Flair. Nach dem Bericht eines buddhistischen Priesters aus dem Jahr 748³ war "Canton, das Chanfu der Araber und das 'China' der Inder, die

reichste unter allen Städten des Südens und Treffpunkt ausländischer Kaufleute. Es war damals eine Grenzstadt am Rande eines von Eingeborenen und wilden Tieren bewohnten Dschungels, von scheußlichen Krankheiten heimgesucht, aber schön gelegen inmitten von Litschi-, Orangen-, Bananen- und Banyanghainen. Unter der Herrschaft der Tang-Kaiser wurde es eine echt chinesische Stadt, obwohl seine 200.000 Bewohner zum größten Teil 'Barbaren' waren. Canton war eine reiche, aber immer gefährdete Stadt: ihre dreifache Mauer umschloß eine dichtgedrängte Ansammlung von strohgedeckten Holzhäusern, die oft von Bränden verheert wurden, bis endlich i.J. 806 ein intelligenter Gouverneur den Einwohnern befahl, die Dächer mit Ziegeln zu decken. In der Flußmündung vor dieser bunten Stadt lagen ... die Handelsschiffe der Brahmanen, der Perser und Malaien in unabsehbarer Zahl, alle schwerbeladen mit Duftstoffen, Arzneien und seltenen Kostbarkeiten, die Frachten zu wahren Bergen gehäuft. Für ihre duftenden tropischen Hölzer und geradezu sagenhaften Arzneien wollten die dunkelhäutigen Fremden Seidenballen, Kisten voller Porzellan und Sklaven erwerben... Viele dieser Besucher ließen sich im Fremdenviertel Cantons nieder, das mit kaiserlicher Genehmigung südlich des Flusses für die vielen Menschen fremder Rassen und Nationalitäten eingerichtet worden war, die in der Stadt zu bleiben wünschten, um Handel zu treiben oder aber auf günstige Winde warteten... Fremde aller Hautfarben und Chinesen aus allen Provinzen strömten, von der Mittagstrommel gerufen, auf dem großen Markt zusammen, besprachen sich in den Lagerhäusern, feilschten in den Läden und wurden allabendlich bei Sonnenuntergang von der Trommel zurück zu ihren Quartieren gerufen..." Gegen Ende der Tang-Dynastie wurde die Stadt von Aufständischen aus dem Umland belagert und schließlich 878 genommen. Nach einem zeitgenössischen Bericht sind dabei 120.000 Mohammedaner, Christen und Juden niedergemetzelt worden. Viele Jahrzehnte später erst konnte Guangzhou seine Bedeutung als internationaler Handelsplatz wiedererlangen. Zur Song-Zeit war es neu erblüht, und es spricht alles dafür, daß der Außenhandel auch in der späteren Ming- und in der Qing-Zeit wieder blühte. 1793 traf eine britische Gesandtschaft unter der Leitung

des Earl of Macartney in Guangzhou ein, um eine Audienz bei Kaiser Qian Long zu erwirken.⁴ Im 18. und frühen 19.Jhdt. schließlich sollte die Stadt zur eigentlichen Drehscheibe des Außenhandels mit westlichen Händlern werden, vor allem mit der britischen East India Company, und zum Zentrum des "Canton-Systems".

Nach dem Niedergang der Tang-Dynastie zerfiel das Reich mehr oder weniger in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Die militärischen Satrapen, die im Norden verblieben waren, gründeten nacheinander innerhalb von nur 53 Jahren (907-960) nicht weniger als fünf Dynastien, und zwar ausnahmslos in Kaifeng (Provinz Henan), d.h. im klassisch nordchinesischen Bereich des Gelben Flusses, während sich gleichzeitig in Südchina, und zwar ebenfalls unter der Regie einzelner Kriegsherren, die einst dem Tang-Hof Gehorsam geschuldet hatten, zusätzliche "zehn Staaten" etablierten. Das 10.Jhdt. war in China also durch die Herrschaft der "Fünf Dynastien" im Norden und die der "Zehn Staaten" (shi guo) im Süden bestimmt.

Der letzte Tang-Herrscher war i.J. 907 durch Zhu Wen, den mächtigsten Warlord des Gelbe-Fluß-Tals, abgesetzt worden, der die erste der oben erwähnten fünf Dynastien begründete.

Damit begann die Entwicklung eines eigenständigen Südens.

Zwar waren, wie erwähnt, weite Teile Südchinas, einschließlich des nördlichen Vietnam, bereits während der Han-Dynastie erobert worden, doch hatte damals der südliche Teil gegenüber dem Norden weder politisches noch wirtschaftliches Eigengewicht gewinnen können; außerdem lebten damals im südlichen China noch zahlreiche Völkerschaften nichtchinesischer Provenienz, die erst viel später, wie beispielsweise die Thai und die Laoten, weiter nach Südosten abwanderten.

Der Zusammenbruch des Tang-Reiches aber schuf definitiv die Voraussetzungen für eine Emanzipation des Südens - das Leid des einen, die Chance des anderen. Aus der Sicht des Reiches, also des Nordens, war der Untergang die vielleicht schlimmste Katastrophe der chinesischen Geschichte. Mit der Militärrevolte des Generals

An Lushan brach das machtvollste und glänzendste Reich der damaligen Welt auseinander: im Westen gingen die zentralasiatischen Gebiete im Bereich des heutigen Xinjiang verloren, im Nordosten mußten sich die Chinesen aus Korea, im Südwesten aus Teilen Sichuans und im Süden aus Annam/Vietnam zurückziehen. Gleichzeitig drang eine frische Welle von Nomaden gegen die Nordgrenzen vor. Das Tang-Reich verlor aber nicht nur seine Außengebiete, sondern begann sich auch innerlich in Militärsatrapien aufzulösen. An die Stelle der Zentralregierung traten nun - ähnlich wie in Deutschland nach dem 30jährigen Krieg - etwa 40 bis 50 Militärbezirke, die wechselnde Allianzen miteinander eingingen und von denen sich einige sogar zu "Königreichen" (guo) proklamierten und eigene Dynastien gründeten. Die "Fünf Dynastien", die von 907 bis 960 in Kaifeng kurz nacheinander um kaiserliche Würden stritten, waren nicht mächtiger als die übrigen "Zehn Königreiche", die das Fell des alten Tang-Reichs unter sich aufgeteilt und die sich vor allem in Süd- und Südostchina etabliert hatten. Insgesamt gab es dort sechs Reiche, die vor allem im 10.Jhdt. Wohlstand erlangten, während der von Kriegen überzogene Norden immer schneller verarmte. Zu besonderer Blüte brachte es (1) das im heutigen Zhejiang zentrierte Wu Yue-Reich, das Seehandelsbeziehungen mit Nordostchina, über den Yangzi hinweg aber auch Tee- und Salzhandel bis hinauf nach Sichuan betrieb. Ebenfalls im Seehandel tätig war (2) das Min-Reich, das sich weitgehend mit der heutigen Küstenprovinz Fujian deckte, und das später den Löwenanteil der Taiwan-Auswanderer stellte. Der auf Taiwan gesprochene Hauptdialekt heißt denn auch noch heute "Minnanhua" (Sprache aus dem Süden der Min). Im Bereich der Provinz Hunan entwickelte sich (3) das Reich Chu und (4) im Bereich der Provinz Jiangxi das Reich Wu. Als besonders wohlhabend galt im 10.Jhdt. (5) das Reich der "Südlichen Han", das sich weitgehend mit der heutigen Provinz Guangdong deckte und seine Hauptstadt in Guangzhou hatte. Die Aufzählung wäre unvollständig, würde nicht auch noch das Shu-Reich (in der heutigen Provinz Sichuan) erwähnt, das mit seinem Reis-, Tee- und Salzhandel in enger Verbindung zu den südlichen Küstenreichen stand.

War China zur Zeit des Tang-Reichs noch ein Einheitsstaat gewesen, so entfalteten sich nun - im Zeichen der

"Fünf Dynastien", aber auch noch weit in die Song-Dynastie hinein - ausgeprägt *regionalistische* Tendenzen. Die neuentstandenen Reiche im Süden waren überdies keineswegs auf dem Reißbrett entstanden, sondern hatten sich organisch in die südlichen Großlandschaften eingeschmiegt, sei es nun in die Becken von Sichuan, Zhejiang, Fujian und Jiangxi oder in das Einzugsgebiet des Perlfußdeltas.

Waren die Wirtschaftsströme im Tang-Reich noch mit weitgehend administrativ-hoheitlichen Mitteln nach Chang'an (dem heutigen Xi'an), der damaligen Reichshauptstadt, hingelenkt worden, so folgten sie jetzt mehr den wirtschaftlichen Eigengesetzen, so daß jede Region ihre ökonomischen Stärken voll ausspielen, sich spezialisieren und mit den Nachbarn in eine Arbeitsteilung eintreten konnte: Sichuan produzierte beispielsweise Salz, Reis und Seide, das Min-Reich Seide und Keramik, Chu Tee und Textilien, Wu und Wu Yue Keramik und Textilien - und jedes von ihnen eine Fülle von Kunsthandwerk.

Zumindest vom Wirtschaftserfolg her konnte sich der Regionalisierungsprozeß sehen lassen: Die 6 südlichen Reiche wurden zu Inseln des Wohlstands und sorgten dafür, daß Südchina auch nach seiner nominellen Wiedervereinigung unter der Song-Dynastie immer mehr an Bedeutung gewann. Wohl kein Ereignis hätte diese Akzentverlagerung eindrucksvoller bestätigen können als die Verlegung der Hauptstadt nach Hangzhou, also vom Gelben Fluß an den Yangzi. Damit begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte Chinas, nämlich die sog. "Südliche Song-Dynastie" (1127-1279). Möglicherweise hätte sich dieser Trend zur Aufwertung Südchinas noch verstärkt, wäre das Reich nicht im 13.Jhdt. infolge der mongolischen Eroberung in seinen Grundfesten erschüttert und wäre Südchina im Verlauf der mongolischen Yuan-Dynastie (1279-1368) nicht besonders ausgeplündert und gedemütigt worden. Es kam damals bekanntlich zur ersten völkischen Gesetzgebung, derzufolge Vertreter der zentralasiatischen Stämme in der Gesellschaftspyramide ganz oben, die Südchinesen aber, die den mongolischen Eroberern bis zuletzt Widerstand geleistet hatten, ganz unten angesiedelt - und entsprechend diskriminiert - wurden. Nicht die Chinesen selbst waren es also, die dem

Norden sein Schwergewicht wieder zurückgaben, sondern eine ausländische Macht.

Gleichwohl aber blieben die Keime des südlichen Regionalismus, die sich in dem Jahrhundert nach der Tang-Katastrophe entwickelt hatten, auch in den nachfolgenden Jahrhunderten lebendig.

1.3.2.

China zur Song-Zeit: Die Verlagerung des Reich-Mittelpunkts nach Süden

Die Periode der "Fünf Dynastien" ging i.J. 960 zu Ende, als Zhao Kuangyin (927-976), ein General der "Späteren Zhou-Dynastie", durch einen Staatsstreich den bisherigen Monarchen absetzte und sich in Kaifeng selbst auf den Thron der "Song-Dynastie" setzte, die als "Nördliche Song" (960-1127) in die Geschichte einging. Anschließend begann Zhao von Kaifeng aus mit der Wiedervereinigung des Reichs, indem er in der Rekordzeit von nur zwei Jahrzehnten die bisher selbständigen chinesischen Südstaaten eroberte, und zwar Chu (mittleres Yangzital, 963), Shu (Sichuan, 965), Südliche Han (Guangdong, 971), Jiangnan (Anhui, Jiangxi und Hunan, 975), Wu-Yue (Jiangsu und Zhejiang, 978) und den Staat Nördliche Han (Shanxi, 979).

Die neue Dynastie suchte aus den Fehlern der Vergangenheit zwei Konsequenzen zu ziehen: sie schickte Militärführer, wo immer es ging, ins politische Abseits und betrieb gleichzeitig mit Hilfe des Zivilmandarinats eine im Vergleich zur Tang-Zeit noch striktere Zentralisierungspolitik. Dieser neue Kurs tat allerdings der wirtschaftlichen Dynamik und den überseeischen Außenwirtschaftsbeziehungen der südostchinesischen Häfen keinen Abbruch - im Gegenteil; erhielt doch gerade jetzt der Schiffbau einen neuen Aufschwung.

Karawanenstraßen in Ost-West- oder Meeresstraßen in Nord-Süd-Richtung, "Seidenstraßen durch Zentralasien" oder "Seidenstraßen über das Meer" - dies waren, vereinfacht ausgedrückt, die beiden großen Optionen der chinesischen Außenpolitik und Außenwirtschaft, die während der Han- und der Tang-Zeit im Sinne der ersten und während der Fünf Dynastien sowie der Song-Zeit im Sinne der zweiten Alternative entschieden wurden, wobei im letzteren Falle die Wahl dadurch prä-

judiziert wurde, daß die alten Karawanenstraßen wegen der ständigen Nomadeneinfälle aus dem Norden nicht mehr benutzt werden konnten.

Während der Song-Zeit verlagerte sich der Wirtschafts- und schließlich auch der Politik-Schwerpunkt von Nord nach Südchina, von der Weizen- in die Reisanbauregion und von Zentralasien, mit dem sich das Tang-Reich hauptsächlich befaßt hatte, in Richtung Südchina und Übersee. China konnte schon damals die Erfahrung machen, daß der Überseehandel Gewinn brachte, während der Handel nach Norden und nach Zentralasien so stark von Sicherheitskosten belastet war, daß kaum Gewinne blieben, ja daß meist sogar noch Zuschüsse erforderlich waren.

Die Verschiebung des Schwerpunkts der chinesischen Welt von der nordchinesischen Tiefebene zum unteren Yangzibecken hatte bereits im 8.Jhdt., also noch während der Tang-Zeit, begonnen und war hauptsächlich bedingt durch die Revolution des Naßreisbaus, die aus drei Neuerungen bestand, nämlich der Technik des Umsetzens von Reisschößlingen (so daß fortan Dauerproduktion ohne Zwischenbrache möglich war), der neuen "Genetik", die leistungsfähigere Sorten hervorbrachte, und der Einführung von Geräten zur effizienteren Bewässerung und Bearbeitung der Reisfelder. Dem Reis folgte eine Völkerwanderung. Innerhalb von 100 Jahren war die Bevölkerung im Yangzibecken von 3 auf 10 Millionen angestiegen, während die 50 Millionen Einwohner der Nordchinesischen Ebene langsam abnahmen. Diese Tendenzen setzten sich während der "Fünf Dynastien", vor allem aber während der Song-Zeit, fort.

Die Reisrevolution lieferte auch die Grundlage für den zweiten großen Bevölkerungsanstieg Chinas von rd. 50 Millionen Mitte des 8.Jhdts. auf etwa 100 Millionen bis zum Ende des 13.Jhdts. "Wenn die Ernte in Suzhou und Changzhou reif ist, wird die Welt satt" (Suchangshu tianxia zu), heißt es in einem Sprichwort der Song-Zeit. Nichts könnte die neue Bedeutung Südchinas für das Reich kräftiger unterstreichen als ein solcher Ausspruch.

Während der Song-Dynastie kam es zur verstärkten Kommerzialisierung der Agrarprodukte, zur Ausweitung

der Geldwirtschaft und zum Aufschwung des Handels, also zu Entwicklungen, die ein städtisches Bürgertum gedeihen und Wohlstand vor allem in den südchinesischen Städten aufkommen ließen. Im Gegensatz zu Chang'an, der nordchinesischen Hauptstadt der Tang, das stets eine reine Beamten- und Verwaltungsstadt geblieben war, nahmen die südchinesischen Metropolen, u.a. Hangzhou, Suzhou oder Guangzhou, immer mehr den Charakter von Bürgerstädten an, in denen der Handel und das Amüsement zu ihrem Recht kamen, in denen die traditionelle Sperrstunde aufgehoben wurde und in denen anstelle der alten Stadtviertelverwaltung Straßenzüge in den Mittelpunkt rückten und Straßennamen aufkamen.

Fast jede Gegend hatte ihre lokalen Produkte, für die sie berühmt wurde und die sie über das immer intensiver genutzte Schifffahrtsnetz vom Yangzi bis hinunter nach Guangzhou zu vertreiben pflegte.

Bezeichnenderweise wurden im Süden auch die Papiergeld-Banknoten erfunden, die im 12. und 13.Jhdt. auftauchten.

Kein Wunder, daß die volksrepublikanische Geschichtsschreibung gerade hier, im Südchina der Song-Zeit, die ersten "kapitalistischen Keime" (ziben zhuyi mengya) entdeckt hat. Seit der Song-Zeit auch wurde das Yangzibecken zur "wirtschaftlichen Schlüsselregion" (jiben jingji qu) des Reiches, das es bis heute geblieben ist.⁵

Der Süden, der z.Zt. der Han-Dynastie noch reines Kolonialgebiet und auch in der Tang-Zeit nur ein Anhängsel des Reiches gewesen war, wurde vor allem in den eineinhalb Jahrhunderten der "Südlichen Song" (1127-1279), zum chinesischen Reichs- und Kulturzentrum und blieb von da an eine echte Alternative zum Norden. Seit dieser Zeit gab es auch eine Rivalität zwischen Nord und Süd, die zu einem ständigen Merkmal der chinesischen Politik wurde und die sich bis in Fragen der Literatur und Kunst hinein auswirkte.

Erst durch die mongolischen Einfälle wurde das Rad der Geschichte wieder etwas zurückgedreht. Gleichwohl setzte die Song-Dynastie eine noch heute spürbare Zäsur in der chinesischen Geschichte.

Eine wichtige Entwicklung während der Song-Zeit war die Steigerung des einheimischen Handels in China und eine dramatische Entwicklung des Außenhandels über die südchinesischen Häfen, wobei Indochina und andere Teile des Nanyang(Südmeer)-Gebiets, also vor allem das heutige Südostasien, im Mittelpunkt standen.

Küstenschiffahrt hatte es in China seit unvordenklicher Zeit gegeben. Eine regelrechte Hochseeschiffahrt dagegen entwickelte sich erst mit dem Aufschwung des Südchinahandels im 10. und 11.Jhdt. Anders als in Europa der Antike blieben in Ostasien - trotz der gewaltigen Zahl von Menschen - muskelbetriebene Galeeren die Ausnahme, Segelboote aber die Regel. Der Hauptgrund für diese Bevorzugung des Segels mag darin gelegen haben, daß die Monsunwinde im Bereich der chinesischen Randmeere von wohltuender Regelmäßigkeit sind, so daß man sich ganz auf sie verlassen kann. Der Wintermonsun bläst ohne wesentliche Richtungsänderung konstant von Nordost nach Südwest und der Sommermonsun umgekehrt von Südwest nach Nordost, so daß sich die Segelschiffe den jahreszeitlichen Winden ohne besondere Steuer- oder Flautenprobleme anpassen und ihr Ziel fast nach Stundenplan ansteuern konnten. So entwickelten sich schon bald regelmäßige Schifffahrtslinien, die im Sommer den Nordosten, vor allem Japan und Korea - manchmal auch Taiwan - und im Winter die südostasiatischen Gefilde bedienten, wobei vor allem die indochinesischen Häfen im heutigen Vietnam und Kambodscha sowie Anlaufstellen im heutigen Malaysia, Indonesien und Thailand attraktiv waren.

China wurde damals zum ersten Mal in seiner Geschichte ein "Seefahrervolk".⁶

In den viereinhalb Jahrhunderten von der Gründung des Song-Reichs bis zu den Expeditionen Zheng Hes zu Beginn der Ming-Zeit darf China ferner mit Fug und Recht als damals führende Seemacht bezeichnet werden.

Die chinesische Seefahrt nahm ihren Ausgangspunkt von der Yangzimündung her. Dort hatte sich im 11.Jhdt. eine leistungsfähige Binnenschiffahrt entwickelt, die bis hinauf ins fernwestliche Sichuan reichte, und die sich außerdem über den Arterienkranz der Yangzi-Nebenflüsse sowie über den

nordsüdlich verlaufenden Kaiserkanal weit ins Binnenland hinein verzweigen konnte. In der Yangzimündung entstanden auch die ersten großen Werften, die leistungsfähige Hochseedschunken bauten, auf denen bis zu 1.000 Passagiere Platz finden oder aber bisher unbekannte Mengen von Nutzlasten verstaut werden konnten. Auf diesen Schiffen gab es ein bewegliches Heckruder, frühe Versionen des Kompaß und schwenkbare Segel, mit denen hart vor dem Wind gefahren werden konnte.

Einmalig in der damaligen Welt waren auch die chinesischen Seekarten, in denen präzise Entfernungen sowie Meeresströmungen und Daten über die Topographie des Meeresgrundes angegeben waren.⁷

Während die chinesischen Seefahrer und Außenhandelskaufleute sich hauptsächlich auf die Nord-Süd-Routen beschränkten, also im asiatischen Monsunbereich blieben und Japan, die Philippinen, Cochinchina und den malaiischen Archipel ansteuerten, lag der Verkehr in Richtung Westen, d.h. über den Indischen Ozean, fast ausschließlich in Händen der Araber, die ihr Monopol erst im 16.Jhdt. an die Portugiesen verloren. Guangzhou (Provinz Guangdong), Quanzhou (Provinz Fujian) und Hangzhou (Zhejiang) waren die Hauptzentren des arabischen Handels. Sie konnten dort in eigenen Stadtvierteln leben, ihrer Religion nachgehen und ihre Gemeindeangelegenheiten in Eigenregie verwalten. Das Mandarinat steckte lediglich den Sicherheits- und Außenhandelsrahmen ab und erhob Zölle, die allem Anschein nach höchst einträglich waren. Durch den Austausch mit arabischen Handelspartnern waren die Chinesen auch gut über Seerouten und die Geographie rings um den Indischen Ozean informiert.

Die Chinesen exportierten damals Textilien, vor allem Seide, Drucke, Gemälde, Porzellane und andere Kunsthandwerke, deren Reste noch heute in Madagaskar oder an der ostafrikanischen Küste gefunden werden können.

Die Hafenstädte wurden schnell reich, nicht zuletzt auch das südliche Guangzhou, das in den letzten Jahren der Tang-Dynastie durch die Rebellion des Huang Zhao zerstört worden war, das sich aber schon während der "Fünf

Dynastien" weitgehend wieder hatte erholen können. Vor allem der Handel mit Tee, Salz, Reis, Textilien (Seide!) und Kunsthandwerk (Porzellan!) ließ die Handelsstädte aufblühen.

Während der Song-Zeit war der Überseehandel auf einige wenige Häfen entlang der Südküste und am unteren Yangzi beschränkt, wo er durch "Superintendenten für die Meeresschifffahrt" (shibosi) kontrolliert wurde. Die Schiffe konnten also nicht jeden beliebigen Hafen, sondern nur "offizielle Häfen" anlaufen, wo sie Steuern sowie Zölle und Ankergebühren zu entrichten hatten. Die Zölle lagen bei teilweise 10-20% des Verkaufswerts - so z.B. in Guangzhou und Quanzhou.⁸

1.3.3.

Südchina zur Mongolenzeit

Während des 13.Jhds. wurde ganz China vom Mongolensturm heimgesucht und im Zeichen der Yuan-Dynastie (1279-1368) dem Reich des Großen Khan eingegliedert.

Während die nördlichen Provinzen im Verlauf des 12.Jhds. von den "Barbaren" (Kitan, Xia und Mongolen) ohne Mühe überrollt werden konnten, leistete Südchina einen zähen, über ein Jahrhundert lang sich hinziehenden Widerstandskampf - und mußte dafür am Ende unter der neuen mongolischen Dynastie besonders büßen.

Obwohl nun die Hauptstadt erneut nach Norden, d.h. von Hangzhou nach Beijing verlegt wurde, und obwohl die Mongolen gerade auf die Südchinesen, die der mongolischen Eroberung jahrelang Widerstand geleistet hatten, schlecht zu sprechen waren, behielt der Süden doch sein wirtschaftliches Übergewicht und nicht zuletzt auch seine Seefahrertradition bei.

"Südchina I" blieb wegen seines Landwirtschaftspotentials Dreh- und Angelpunkt. Die Südverlagerung des Reichszentrums während der Song-Zeit war nicht nur durch Sicherheitsüberlegungen, sondern vor allem durch die Fruchtbarkeit des Yangzidelts bestimmt gewesen, das schon einige Jahre vor Beginn der Tang-Zeit zum Hauptversorger der damaligen Hauptstadt Chang'an und ihrer Umgebung geworden war. Zu diesem Zweck hatte die Vorgängerin der Tang, nämlich die Sui-Dynastie (581-618), verschiedene Nordsüd-Teilkanaäle zu einem einzigen

System zusammengefaßt, so daß nun der Norden und der Süden durch eine von Hangzhou nach Kaifeng führende Wasserstraße verbunden waren.

Die Yuan-Dynastie setzte diese infrastrukturelle Erschließung fort, indem sie, unter Verwendung von Teilen des "Großen Kanals" der Sui, einen weiteren Großkanal baute, der vom Yangzi ausging, bis Beijing vorgetrieben wurde und 1295 fertiggestellt war. Da Abschnitte des Kanals allerdings häufig versandeten, und da sich der Gelbe Fluß von Zeit zu Zeit ein neues Bett suchte, wurden Teile des Kanals, vor allem aber die empfindlichen Schleusensysteme, immer wieder beeinträchtigt, so daß die Yuan den Kanaltransport durch einen Hochseetransport ergänzen ließen, der von der Yangzimündung bis in die Gegend von Tianjin führte.

"Südchina II" diente den Mongolen als Sprungbrett nach Übersee. Auf ihr Geheiß hin mußten Chinesen (und u.a. auch Koreaner) ganze Flotten ausrüsten und mit eigenem Personal bemannen, um für den Khan Japan und Teile Südostasiens zu erobern. Beide Eroberungspläne sind bekanntlich gescheitert: die Besetzung Japans infolge eines Taifuns ("heiligen Winds": Kamicaze), der die chinesisch-mongolische Flotte vor Kamakura versenkte, und die Okkupation Südostasiens durch die Unerfahrenheit der mongolischen Seestrategie sowie durch die Sabotage der chinesischen Besatzungen, von denen nur ein Teil wieder in die Heimat zurückkehrte, während der andere im Kampfgebiet (Birma, Vietnam und Java) verblieb und sich dort in den chinesischen Zuwanderungsstrom einordnete.

Im Zuge der Eroberung des Südlichen Song-Reichs durch die Mongolen in den 70er Jahren des 13.Jhds. hatten Tausende von chinesischen Flüchtlingen ihr Heil in Nanyang ("Südmeer", d.h. Südostasien) gesucht. Sie ließen sich vor allem in Indochina und im malaiischen Archipel nieder, u.a. auch in Tumasik, d.h. genau an der Stelle, an der später das moderne Singapur entstand. Diese Kolonisierung von Teilen Südostasiens sorgte dafür, daß von jetzt an persönliche Beziehungen zwischen Auswanderern und "Daheimgebliebenen" - also zwischen dem Reich der Mitte und Nanyang - entstanden waren, die auch eine solide Grundlage

für erweiterte Handelsbeziehungen abgaben. In späterer Zeit, vor allem aber im 19. Jhd., folgte dann eine abermalige chinesische Auswanderungswelle, die diesmal allerdings nicht durch Push-, sondern durch Pull-Faktoren ausgelöst war, insofern nämlich die neuen europäischen Kolonialherren in Südostasien günstige Arbeitsmöglichkeiten boten.

Während der Mongolenzeit gab es allerdings nicht nur kriegerische, sondern auch friedliche Berührungen mit Südostasien. Einer der berühmtesten Reisenden der damaligen Zeit war der venezianische Kaufmann Marco Polo, der 1292 von Quanzhou aus im Auftrag des Großkhans Vietnam, Java, die Malaiische Halbinsel, Ceylon und die Küste von Malabar sowie die Südostküste des Iran besuchte. Das Mongolenreich verfügte, wie dieses Beispiel zeigt, nicht nur über exzellente zentralasiatische Oasenverbindungen, sondern auch über ein Seenet, das bis an die Küsten des Iran und Ostafrikas reichte.

1.3.4.

Die Rückkehr zur "Innenschau" während der Ming-Zeit (1368-1644)

Im peripheren Süden hatte sich zum ersten Mal in der Geschichte das chinesische Talent zur Seefahrt entfalten können. Die chinesische Hochseefahrt setzte bereits, wie erwähnt, im Vorfeld der Song-Dynastie ein, dauerte - militärisch flankiert - die ganze mongolische Yuan-Dynastie über und erlebte ihre letzte Blüte zu Beginn der Ming-Zeit, vor allem in den Perioden der Kaiser Yong Le (1403-1424) und Xuande (1425-1435). Das Reich der Mitte, das damals gerade die Vorherrschaft der mongolischen Yuan-Dynastie abgeschüttelt hatte, befand sich zu dieser Zeit in einer kraftvollen Aufbruchstimmung und stieß mit seinen Heeren nicht nur nach Norden (fünf Feldzüge gegen die Mongolen), sondern auch nach Süden, d.h. ins vietnamesische Rote-Fluß-Delta vor und drängte außerdem aufs Meer hinaus zu jenen sieben großen Expeditionen, die unter dem mohammedanischen Eunuchen Zheng He (1371-1434) durchgeführt wurden und deren farbige Eindrücke zu den meistbeschriebenen Episoden der chinesischen Geschichte gehören. Die Hochseeflotten, die alle von der Yangzimündung aus starteten, durchpflügten das Südchinesische Meer und den Indischen Ozean und legten in Java und Sumatra genauso an

wie in Ormus (am Persischen Golf), Aden, Dschidda (Hafenort von Mekka), Mogadishu, Südindien oder Ceylon. Die Expeditionen begannen i.J. 1405 und hörten 1433 mit einem Schlag auf. Unzählige Male ist darüber spekuliert worden, warum sie überhaupt stattgefunden haben und warum sie so plötzlich wieder beendet wurden. So viel ist gewiß, daß sie nicht aus Wissensdurst durchgeführt wurden; hatte es doch, wie Gernet zu Recht betont,⁹ spätestens seit dem 11. Jhd. eine kontinuierliche Schifffahrtstradition gegeben, in deren Verlauf ein Berg an maritimem Wissen angesammelt worden war. Ohne dieses Wissen und ohne diese Schifffahrtstradition, in deren Mittelpunkt übrigens die großen Häfen von Guangzhou, Quanzhou und Fuzhou gestanden hatten, wären Expeditionen wie die Zhong Hes kaum möglich gewesen. Wenn um sie soviel Aufhebens gemacht wurde, so deshalb, weil es sich hier zum ersten Mal um offizielle Unternehmungen handelte.

Ursächlich für die Flottenentsendung dürften gleich mehrere Überlegungen gewesen sein, angefangen von militärstrategischen über Prestige- (Reich der Mitte!) und Handelsgesichtspunkte bis hin zu der Absicht, auch mit solchen Ländern "Tributbeziehungen" aufzunehmen, die nicht unmittelbar vor der chinesischen Haustür lagen. (Als kluger Schachzug erwies sich in diesem Zusammenhang übrigens die Wahl eines Mohammedaners zum Oberkommandierenden, da die Expeditionen hauptsächlich in die mohammedanische Welt gingen!) Nicht zuletzt aber befand sich das Ming-Reich damals in der bereits erwähnten stürmischen Aufbruchstimmung. Schon vor Yong Le waren übrigens i.J. 1391 in der Nachbarschaft von Nanjing über 50 Mio. Bäume mit dem Ziel angepflanzt worden, eine Hochseeflotte zu bauen und Expeditionen in ferne Länder zu unternehmen.

Das plötzliche Ende läßt sich ebenfalls nicht nur mit Hinweis auf eine einzige Ursache erklären. Auch hier kamen mehrere Überlegungen zusammen: Zum einen hatten die Angriffe der japanischen Piraten damals verheerende Ausmaße angenommen, so daß die Kosten für ihre Abwehr die Gewinne aus dem Handel aufzuzehren begannen; zum andern meldete sich wieder einmal die Gefahr aus dem Norden, die bei den Chinesen allemal Alarm-

stimmung hervorzurufen pflegte, zumal es sich bei den Angreifern erneut um Mongolen handelte, die ja bereits im 13. Jhd. ganz China überrollt und von 1279 bis 1368 sogar als Yuan-Dynastie über das ganze Reich geherrscht hatten. Ausgerechnet diese "Erzfeinde", die von den Gründern der Ming-Dynastie ja unter größten Opfern zurückgedrängt worden waren, hatten seit 1438 mit neuen Angriffen begonnen und die Große Mauer, die vor allem in den Bereichen der Provinzen Hebei und Shanxi zwischen 1403 und 1435 weiter ausgebaut worden war, an einigen Stellen bereits durchbrochen. Unter diesen Umständen hielt es die Ming-Regierung für ratsam, noch eine zweite, ja teilweise sogar noch eine dritte Verteidigungsmauer zu errichten - Reste dieser Bautätigkeit sind nördlich von Beijing noch heute zu sehen, wo es eine "Äußere" und eine "Innere Mauer" (neichangcheng) gibt.

Angesichts der gewaltigen Ausgaben, die mit dem Ausbau des nördlichen Verteidigungsbollwerks verbunden waren, mußte das Ming-Reich sich entscheiden: Es konnte nicht gleichzeitig eine Steppen- und eine Maritim-Großmacht sein. So kam es denn zu dem Beschluß, eine "Umfinanzierung von Schiffen auf Mauern" vorzunehmen. Damit richteten sich die Augen wieder ganz nach Norden und auf die Steppe; erneut stand China mit dem Rücken zum Meer.¹⁰

1421 wurde überdies die Hauptstadt von Nanjing nach Beijing verlegt: ein Ereignis, das auf zweifache Weise gedeutet werden kann: entweder wollte die Dynastie - aktiv - näher an den mongolischen Gefahrenherd heranrücken oder aber sie zog es - eher passiv - vor, sich den umgarrenden Einflüssen des Geschäftsbürgertums im Yangzidelta zu entziehen. Schon seit der Song-Zeit hatte sich ja ein Trend zur Trennung des wirtschaftlichen vom politischen Zentrum herausentwickelt. In diesem Falle wäre der Umzug einer Flucht vor der Blauen Kultur zurück in den "Gelben Bereich" Chinas gleichgekommen. Vielleicht ist es diese Interpretationsmöglichkeit, die chinesische Historiker dazu veranlaßt, den so ganz und gar ungewöhnlichen Vorgang nur zu registrieren, ihn aber nicht zu kommentieren.¹¹

Man bedenke, daß Beijing im Laufe der chinesischen Geschichte zwar schon mehrere Male als Hauptstadt

gedient hatte, daß es aber immer nur "barbarische" Dynastien gewesen waren, die sich für diese so gefährlich an den Rand der Steppe herangeschobene Stadt hatten erwärmen können. Nur zweimal in der bisherigen Geschichte hat es echt Han-chinesische "Dynastien" gegeben, die Beijing zur Hauptstadt erhoben, nämlich die Ming-Dynastie unter ihrem dritten Kaiser Yong Le und in neuester Zeit die KPCh, nachdem sie 1949 die Macht ergriffen hatte. Bezeichnenderweise war in beiden Fällen die "Südliche Hauptstadt" - so die wörtliche Übersetzung von Nanjing - durch die "Nördliche Hauptstadt" - Beijing - abgelöst worden.

Beide Regime - Ming und KPCh - waren ihrer ganzen Natur nach extrem "innengeleitet". Während sich die Ming-Dynastie jedoch eine solche Orientierung noch leisten konnte, da die Welt damals noch nicht im Zeichen der Interdependenz stand, mußte die VRCh nach kurzen Perioden der Selbstisolierung der so völlig gewandelten internationalen Umgebung Tribut zollen und sich zunächst (1953 ff.) zur Sowjetunion und später (1972 ff.) auch zum Westen hin öffnen. Erst mit Beginn des Reformzeitalters (1978 ff.) freilich knüpfte China wieder bewußt an die schon fast verschütteten Traditionen des "Türöffnens" (kaimen) an, die zu Beginn der Ming-Dynastie abgebaut worden waren.

Trotz dieser "Wende nach innen" gab es aber auch in der Ming-Zeit noch einen keineswegs unbedeutenden Seehandel, vor allem im 16.Jhdt. Begünstigt wurde diese Entwicklung zum einen durch das Wiederaufblühen der Städte, in denen sich fleißige Handwerker niedergelassen hatten, die exportfähige Produkte herstellten, zum anderen durch die Verbreitung des auch international "konvertiblen" Silbers als Zahlungsmittel und nicht zuletzt durch die Entstehung einer Schicht von Großkaufleuten und Bankiers, die auch international ins Geschäft kommen wollten. Frischen Wind brachten auch die Europäer, die sich seit der Eroberung Malakkas durch die Portugiesen i.J. 1511 zunehmend in die bestehenden Handelsströme einschalteten. Auch diesmal waren es vornehmlich die Hafenstädte südlich der Yangzimündung, die die Außenwirtschaftschancen nutzten. Die Haupttendenz war dies freilich nicht.

Statt sich zu einer aktiven Flottenpolitik - nicht zuletzt gegen das Seeräuberwesen - durchzuringen und den Stier direkt bei den Hörnern zu packen, verhielt sich die Ming-Regierung passiv und beschränkte sich auf Einzelmaßnahmen, u.a. auf punktuellen Küstenschutz. Zu spät griffen sie auf eine systematische Marinepolitik zurück, so daß ihnen, als die Manzhous Nordchina erobert hatten, nichts anderes übrigblieb, als ausgerechnet chinesische Piraten in Dienst zu nehmen. Einer von ihnen, Zheng Zhilong, hatte mit teils legalen, teils halblegalen Mitteln entlang der gesamten chinesischen Küste von Macau bis hinauf zum japanischen Kyushu ein Handelsnetz aufgebaut, das so einträglich war, daß Zheng zum wohlhabendsten chinesischen Kaufmann des frühen 17.Jhds. wurde. Der Ming-Hof, der seine Macht zu dieser Zeit bereits durch die mandchurischen Aggressoren gefährdet sah, begann sich für den reichen Emporkömmling zu interessieren und betraute ihn 1629 mit dem Oberkommando der Kaiserlichen Marine sowie mit dem Auftrag, zur See und an der Küste den Widerstand gegen die aus dem Norden anrückenden Manzhou-Tataren zu organisieren. Da Zheng über eine Privatflotte von rd. 3.000 Schiffen verfügte, hatte der Hof in ihm einen starken Verbündeten gewonnen, dessen Wert allerdings dadurch verringert wurde, daß die Manzhous ihre Angriffe fast ausschließlich zu Land vortrugen. Noch dynastietreuer als Zheng Zhilong wurde sein Sohn Zheng Chenggong, der auf der südjapanischen Hauptinsel Kyushu aufgewachsen war, an der Kaiserlichen Universität in Nanjing studiert und schließlich in der Nachfolge seines Vaters die maritime Verteidigung des Ming-Reichs übernommen hatte. Der Hof überschüttete ihn von Anfang an mit Ehren und erlaubte ihm, den Namen des Kaiserhauses "Zhu" anzunehmen, weshalb Zheng auch schon bald als "Guoxingye" ("Exzellenz mit dem staatlichen Namen") auftrat - also unter einer Bezeichnung, die von den Portugiesen und von den Holländern zu "Koshinga" bzw. "Coxinga" verballhornt wurde.

Auch nach dem Zusammenbruch der Ming (1644) blieb Zheng dem Kaiserhaus treu verbunden und wurde zu einem der mächtigsten Gegner der neuen Qing-Dynastie, wobei er sich als Hauptbasen zunächst Xiamen (Amoy) und später Taiwan aussuchte, von wo

er i.J. 1661 die Holländer vertrieben hatte. Nach verlustreichen Kämpfen gegen die Manzhou-Heere mußte sich Zheng völlig auf die Insel zurückziehen und starb dort 1662. Nur wenige Jahre später, nämlich 1683, rückten die Manzhous nach und gliederten Taiwan in ihr Reich ein.

Erst im weiteren Verlauf der Ming-Dynastie begann die "Gelbe Kultur" die "Blaue" wieder einzuholen und erneut ins zweite Glied zu verweisen, ohne daß allerdings die in den vorangegangenen Jahrhunderten entstandenen Ansätze ganz verdrängen zu können. Vor allem die Provinzen Fujian und Guangdong haben sich nie mehr gänzlich "umdrehen" lassen und stets den Blick aufs Meer beibehalten. Bezeichnenderweise gehören die Bewohner beider Provinzen mit zu jenen Populationen, die sich vor allem im 19. und 20.Jhdt. um den gesamten asiatisch-pazifischen Saum herum angesiedelt haben und die auch in Europa das mit Abstand größte chinesische Auswandererpotential stellen. Auch die meisten Küchen im Ausland bevorzugen bezeichnenderweise den kantonesischen Stil.

Im übrigen China aber geriet gegen Ende der Dynastie die alte Seefahrertradition so sehr in Vergessenheit, daß das Reich bei der Auseinandersetzung mit den europäischen Kolonialmächten im 19. und 20.Jhdt. kaum seetüchtige Mittel besaß und eine schmachliche Niederlage nach der andern hinnehmen mußte, u.a. sogar gegen die Japaner. Bekanntlich gehören die gegen Japan 1894/95 verlorenen Seegefechte mit zu den traumatischsten Erfahrungen des Chinas der Neuzeit, in deren Gefolge es während der Jahrhundertwende zu einer reformerischen Bewegung antimonarchistischen Charakters kam, die der Monarchie am Ende (1911) zum Verhängnis wurde.

1.3.5.

Qing-Zeit (1644-1911): Politik der verriegelten Tür

1.3.5.1.

Maritime Scheuklappen

Einer der strategischen Kardinalfehler der Qing war es, daß sie die Klausurpolitik der Ming-Dynastie fortsetzten statt sich entschiedener dem Meer zuzuwenden, von woher im Laufe des 18. und 19.Jhds immer mehr jene Kräfte auftauchten, die China später unterjo-

chen sollten, nämlich die seefahrenden europäischen Kolonialmächte. Statt also ein Gleichgewicht zwischen "Nordwest- und Südostpolitik" herzustellen, wandten sich die Manzhou - ein Steppenvolk, das sie waren - sogleich nach der Rückeroberung Taiwans wieder dem zentralasiatischen "Hinterland" zu, wobei es ihnen vor allem darum zu tun war, die erneut nachdrängenden Steppenvölker, u.a. die Dsungaren und die Mongolen, in die Schranken zu weisen. Dieser Aufgabe widmeten sie sich mit solchem Nachdruck, daß sie die Gefahr, die von den Küsten her drohte, erst zur Kenntnis nahmen, als es bereits zu spät war.

Eines der Hauptübel zu Beginn der Qing-Herrschaft war die Piraterie, die nicht zuletzt von Zheng Chenggong, dem Verbündeten der Ming-Dynastie, in großem Stil betrieben wurde.

Statt sich gegen diese Gefahr durch eine aktive Flottenpolitik zur Wehr zu setzen, zogen sich die neuen Herrscher, wie schon die Ming, in Passivität zurück und ließen 1662 den gesamten Küstenstreifen vom nördlichen Shandong bis hinunter zur südlichen Provinz Guangdong evakuieren - mit der Folge, daß der gesamte Küstensaum verödete und das Qing-Reich in eine noch krassere maritime Isolierung hineingeriet als sein Vorgänger.

Angesichts einer solchen Politik ist es nicht verwunderlich, daß China den damaligen europäischen Seefahrern - und Gelehrten - als eines der abgeschlossensten Länder der Welt erscheinen mußte. Ein halbes Jahrtausend seefahrerischer Tradition schien damals verdrängt und vergessen.

Erst mit der gewaltsamen Öffnung des Landes durch europäische Kolonialmächte wurde das Reich jäh aus einem tiefen Schlaf gerissen.

In jedem Fall hatten die Bewohner der Küstenprovinzen unter Überfällen von See her schwer zu leiden und wußten sich der Plage nur dadurch zu erwehren, daß sie wehrhafte Dörfer und Wehrtürme errichteten, deren Resten noch heute jeder Besucher Guangdongs begegnen kann, der etwa per Eisenbahn von Hongkong nach Guangzhou fährt.

1.3.5.2.

Außenwirtschaftliche Bremsversuche

1.3.5.2.1.

Das "Tributssystem"

Man darf sich den Außenhandel Chinas, wie er über die Jahrhunderte bis hin zum Opiumkrieg stattfand, nicht etwa als freies Marktgeschehen vorstellen. Vielmehr war hier immer die Hand der staatlichen Bürokratie mit im Spiel, sei es nun, daß sich der Außenhandel nun in Form des "Tributsystems", sei es, daß er sich innerhalb des streng überwachten "Cohong-Systems" vollzog. Kein ausländischer Kaufmann konnte also an der Obrigkeit vorbei direkt in das chinesische Marktgeschehen eintauchen; vielmehr wurde er von der Bürokratie oder ihrem Beauftragten sorgfältigen Prüfungen unterzogen, auf Distanz gehalten und einer strikten Kontrolle unterworfen.

Zumindest bis zum Ende der Tang-Zeit vollzog sich Außenhandel noch weitgehend im Rahmen des "Tributsystems", das auf zwei Voraussetzungen beruhte: China galt erstens als gesellschaftlich-kultureller Mittelpunkt der Welt und übertrug deshalb zweitens die in seinem Bereich herrschenden gesellschaftspolitischen Vorstellungen auf die umliegenden Völker, die dem Kaiserreich eine ähnliche Haltung zu bezeigen hatten, wie untergeordnete Mitglieder eines Familienverbands dem Pater familias. Im Tributrahmen oblag es dem Reich der Mitte, auf rechte Ordnung "unter dem Himmel" (tianxia) zu achten, also die Völker im Sinne der chinesischen Familientradition zu ordnen, d.h. den Tributbringern Gelegenheit zu geben, sich ein Bild von der chinesischen Gesellschaft zu machen und ihnen so Gelegenheit zu geben, der Unwiderstehlichkeit der chinesischen Zivilisation zu folgen und sich der ordnenden Kraft zu unterwerfen, wie sie vom "Sohn des Himmels" und seinen Amtsträgern ausging.

Im Rahmen des Tributsystems oblag dem Reich der Mitte einerseits die Pflicht der Erziehung und des Schutzes und andererseits das Recht, den "Barbaren" die Einhaltung jenes delikaten Tributrituals vorzuschreiben, das genaue Wegerouten, präzise Termine und ein bestimmtes Zeremoniell bei Hof vorschrieb. Nichtbeachtung dieser Formalitäten wäre ein Casus belli ge-

wesen. Die Tributdelegationen wohnten in einer ihnen zugewiesenen offiziellen Residenz, überreichten ihre Tributgeschenke durch das Ritenamt an den Kaiser und hatten beim Empfang durch den Sohn des Himmels dreimal die Knie zu beugen und neunmal mit der Stirn die Erde zu berühren. Als Erwiderung auf diesen "Kotau" (chin.: koutou) zeigte der Kaiser seine Huld in Form von Geschenken, die den Wert der Tributgaben meist überstiegen, und gab ihnen überdies Gelegenheit, mehrere Tage lang heimische Waren zu verkaufen, die sie zollfrei nach China hatten einführen dürfen. Anschließend wurde die Delegation auf demselben Weg und mit derselben Eskorte wie bei der Anreise wieder zur Grenze zurückbegleitet.¹²

Für die Chinesen war das Tributritual ein wichtiges Mittel zur Domestizierung der umliegenden Völker. Die Grenzprovinzen galten als Tore und die Tributstaaten als Mauern. Pragmatisch dachten auch viele Tributäre, die in dem Ritual eine günstige Gelegenheit zu Außenhandelsbeziehungen mit dem hochentwickelten China erblickten.

Noch im 18.Jhdt. waren beim Ritenministerium folgende Tributbringer verzeichnet: Korea: Es hatte jedes Jahr eine Mission zu schicken, und zwar via Mukden; Liqiu (Ryukyu): alle zwei Jahre, via Fuzhou; Annam (Vietnam): alle drei Jahre, via Guangxi; Siam: alle drei Jahre, via Guangzhou; Sulu: alle fünf Jahre, via Xiamen (Amoy); Holland: alle acht Jahre, via Fujian oder Guangzhou; Länder des "westlichen Ozeans" (darunter Portugal): nicht genau festgelegt, via Macau; Birma: alle zehn Jahre, auf dem Landweg via Yunnan, und Laos: alle zehn Jahre, auf Landweg via Yunnan.¹³

Dieses Tributsystem war viel zu eng, um größere Handelsströme zu kanalisieren; kein Wunder, daß sich der Außenhandel schon früh alternative Wege suchte und Nebenkanäle freispülte, die bald wesentlich ergiebiger waren als das allzu starre Tributsystem.

Als einer dieser Seitenkanäle entwickelte sich der "Dschunkenhandel" ("Junk trade"), der freilich ebenfalls schon bald wieder mit einem bürokrati-

tischen Netz überfangen wurde. Damit war eine neue Institution der Außenwirtschaft entstanden, nämlich das "Canton-System", das lockerer gefügt, aber immer noch von den Eierschalen des alten Tributsystems umgeben war.

1.3.5.2.2.

Das "Canton-System"

Hatte es in der Song-Zeit noch mehrere Häfen gegeben, so konzentrierte sich der Außenhandel Chinas während der Qing-Zeit - und zwar bis 1842 - fast ausschließlich auf den südlichsten aller chinesischen Häfen, nämlich auf Guangzhou. Das Mißtrauen, das hinter dieser "Single-port-Politik" lag, hing mit den Erfahrungen der Manzhou in den frühen Jahren ihrer Herrschaft zusammen. Damals hatte, wie oben erwähnt, der dem Ming-Haus loyale Coxinga mit seinen Flotten das Meer unsicher gemacht und die Qing i.J. 1662 veranlaßt, alle Häfen zu schließen und die Küstenzonen in einem Saumbereich von 30-50 Li zu evakuieren. Lediglich Macau war von dieser Regelung verschont geblieben. Erst nachdem Taiwan - die Rückzugsstation Coxingas - 1683 erobert und in das Qing-Reich eingegliedert worden war, wurde der Außenhandel 1685 für Guangzhou wieder zugelassen - den südlichsten aller chinesischen Häfen also, der den Haupthandelspartnern in Südostasien am nächsten lag. Schon vier Jahre später legten dort auch die ersten Schiffe der britischen East India Company an. Seit 1715 unterhielt die "Company" dort auch einen eigenen Ausschuß, der mit den Cohong regelmäßig Kontakt hielt.

Angesichts der ständigen Forderungen nach zusätzlichen "Schenkungen und Gebühren" versuchte die "Company" auf andere Häfen auszuweichen und sich nacheinander in Ningbo, Shanghai und Xiamen niederzulassen, doch stieß sie dort überall auf so energischen Widerstand der kaiserlichen Bürokratie, daß sie am Ende wieder nach Guangzhou zurückkehrte und sich murrend dem dortigen "Canton-System" unterwarf, das mit zahlreichen Fesseln und Widerhaken versehen war.¹⁴

Da bestand erstens ein von der Bürokratie streng überwachtetes Gilddenmonopol: In den Häfen herrschte keineswegs das freie Spiel von Angebot und Nachfrage, sondern vielmehr wurden vom mißtrauischen - und steuerhungerrigen - Mandarinat eigene Handelsgil-

den eingesetzt, die, je nach Warengruppe, in bestimmten Straßen (hang) angesiedelt waren und von daher auch den Namen "Hang" erhielten. In kantonesischer Aussprache hießen sie "Hong" und spielten als solche noch am Vorabend des Opiumkriegs (1840/41) eine beherrschende - und die westlichen kommerziellen Interessen beschränkende - Rolle. Es handelte sich bei ihnen um Zusammenschlüsse von Kaufleuten, die auf bestimmte Warengruppen spezialisiert waren und ihre Geschäfte streng korporativ betrieben. Diese wohlfunktionierenden kommerziellen Zusammenschlüsse nun wurden vom Mandarinat in den Außenhandel eingeschaltet und konnten so als "offiziell" ermächtigte Hang (gonghang, engl. verballhornt "Cohong") auftreten, hatten also eine Art Maklerfunktion zwischen Mandarinat und Ausländern.

Die Gilden waren straff organisiert, hatten ihre eigenen Verbandsfunktionäre und ihr Regelwerk, das die Mitgliedschaft und die Gewerbeausübung bis in die Einzelheiten hinein bestimmte. Die kaiserliche Bürokratie wußte diese Fähigkeit zur Selbststeuerung zu schätzen und übertrug den Gilden das Monopol für Transportleistungen, für den Handel mit bestimmten Warengruppen und für die Geschäfte mit Ausländern, wobei sie sich diese Lizenzen finanziell kräftig entgelten ließ. Im Gegenzug durften sich die Hong auch "Kaufleute des Kaisers" (Huangshang) nennen oder fügten ihrem Firmennamen noch das Suffix "qua" (hochchin.: "guan": Beamte) hinzu - eine Bezeichnung, die erneut auf den halboffiziellen Charakter dieser Institution hinwies.

Obwohl die Hong de jure nur eine privatrechtliche Organisation waren, übten sie doch de facto hoheitliche Befugnisse aus - so etwa, wie der TÜV in der Bundesrepublik.

Unter den "Hong" gab es drei Gruppen, nämlich diejenigen Gilden, die sich auf den Handel mit Südostasien spezialisierten, ferner die Gilden, die Kaufleute der Nordroute Chaozhou-Fujian betreuten und deshalb die Bezeichnung "Chao-fu hang" trugen, und nicht zuletzt die für europäische Firmen zuständigen Hong, die sich "Waiyang hang" ("Überseehandelsgilden") nannten.

Die ersten Cohong hat es vermutlich schon in der Song-Zeit gegeben. Während der Ming-Zeit lassen sie sich in

der Wanli-Periode (1573-1619) nachweisen: damals waren 36 "Cohongs" registriert, die mit 14 Ländern Handel trieben. Bis zum Ende der Ming-Zeit ging ihre Zahl auf 13 zurück, weshalb auch noch zu Beginn der Qing-Zeit von "13 Hong" die Rede war.

Auf die "13 Hong" gingen auch die ersten noch zu erwähnenden "Thirteen Factories" zurück, auf deren Gelände die europäischen Geschäftsleute lange Zeit kaserniert waren.

Der Stab einer Hong-Firma bestand im allgemeinen aus vier Kategorien von Mitarbeitern, nämlich (1) "Kompradoren", die als Unterhändler, Buchhalter und Kassierer dienten, (2) Dolmetschern, (3) Sachverständigen für die Überprüfung der Qualität des Silbergelds, der Währungen u.dgl. und (4) Schreibern und sonstigen Angestellten.¹⁵

Auf chinesischer Seite stand hinter den Gildenmonopolen eine Behördenhierarchie, deren Spitze vom "Generalgouverneur" besetzt war, den die Europäer "Viceroy" nannten und dem mehrere Beamte assistierten, darunter der sog. "Hoppo" als Ressortleiter des Außenhandels und des Zollwesens der Provinz Guangdong. Der Hoppo wiederum steuerte die Cohong und die jeweilige Cohong-Gilde wiederum ihre kaufmännischen Mitglieder.

Auf ausländischer Seite trat lange Zeit eine einzige Körperschaft als Vertragspartner auf, nämlich der "Canton-Ausschuß der British East India Company", der die Verantwortung für alle britischen Schiffe und Personen zu tragen hatte. Später kamen weitere ausländische Partner hinzu.

Aus diesem engverzahnten System ergab sich, zweitens, ein ganzer Katalog von Beschränkungen für die europäischen Kaufleute. Sie durften beispielsweise keine europäischen Frauen in das Gebiet des "Canton-Systems" mitbringen, und auch sonst war die Beschäftigung von weiblichem Personal dort verboten. Mit der chinesischen Bevölkerung durften Ausländer nur über ihre Cohong-Gewährsmänner in Verbindung treten. Auch war es verboten, chinesische Bücher zu kaufen oder Chinesisch zu lernen. Grundsätzlich durften sich die Ausländer nur auf dem am unteren Perlfußufer liegenden Gebiet der "Thirteen Factories" aufhalten, also einem Gelände, das noch aus dem Erbe der "13 Cohong" der Ming-

Zeit stammte. Ferner mußten Ausländer nach Beendigung der Handelssaison Guangzhou verlassen und sahen sich aufgefordert, in Macau zu überwintern. Ausländer durften auch keine Sänfte und kein überdachtes Boot benutzen: stets sollten sie m.a.W. sichtbar und damit kontrollierbar bleiben! Nicht zuletzt aber waren sie den Regeln des chinesischen Strafrechts unterworfen und konnten von chinesischen Behörden eingesperrt oder sogar gefoltert werden - unterlagen also Praktiken, die mit dem anglosächsischen Rechtsverständnis nicht vereinbar waren.

Die Handelssaison begann im allgemeinen gegen Ende des Südwestmonsuns, also im Spätfrühjahr, und endete im Verlaufe des Nordostmonsuns. Danach gab es einen Stillstand von etwa Oktober bis Ende Januar. Wenn dann die Saison wieder begann, hatten die gerade aus Südostasien oder Indien ankommenden Schiffe zuerst Macau anzulaufen, dort einen Lotsen, einen Dolmetscher sowie einen Kompradoren an Bord zu nehmen und die Fahrt ins "Tigermaul" (Boca Negre, verballhornt: "Bogue"), d.h. ins Perflußdelta fortzusetzen, wo die Formalitäten erledigt und die Gebühren bezahlt wurden. Anschließend hatte das Schiff im Hafen von Huangpu (Whampoa) zu ankern und wurde hier dem zuständigen Cohong übergeben, der die Waren, die bereits ein Jahr vorher kontraktiert worden waren, löschen ließ, wobei ihm die gesamte Verantwortung zukam. Sofort nach dem Löschvorgang hatte das Schiff Guangzhou wieder zu verlassen, wie überhaupt jeder Ausländer so schnell wie möglich wieder abgeschoben wurde, vor allem während der Wintersaison, die der Durchschnittskaufmann in Macau zu verbringen pflegte. Nur einige wenige "geeignete Personen", für die hohe Kopfsteuern zu zahlen waren, durften in Guangzhou bleiben.

Ein ständiges Ärgernis für die ausländischen Handelspartner war die Unkalkulierbarkeit der Gebühren, die im allgemeinen dreifach zu entrichten waren, nämlich in Form von Zöllen, in Form von Wiege-, Entladungs- und sonstigen Gebühren sowie in Form von "Geschenken" ("guili") an die verschiedenen Beamten.¹⁶

Kein Wunder, daß die Ausländer immer wieder nach Wegen suchten, um den Beschränkungen zu entgehen und

um Sonderrechte - vielleicht sogar eine eigene konsularische Gerichtsbarkeit - zu erlangen.

Ärgerlich auch für die Ausländer, daß ihre chinesischen Partner sie über die Marktsituation, vor allem über geschäftliche Alternativen zumeist im unklaren ließen, um sie davon abzuhalten, nach alternativen Handelsmöglichkeiten Ausschau zu halten und sich dem Canton-System zu entziehen. Da die Ausländer fast ausnahmslos des Chinesischen nicht mächtig waren und sich mit den Einheimischen allenfalls in Pidgin unterhalten konnten (englischer Wortschatz, chinesische Satzstellung), blieb das Informationsnetz notwendigerweise lückenhaft. Erst nachdem einige Europäer Chinesisch gelernt hatten, fanden sie heraus, daß sie in anderen Häfen, beispielsweise in Ningbo, vielleicht einfacher zum Zuge kommen könnten und knüpften dort auch sogleich Beziehungen an, gegen die der Behördenapparat dann allerdings nach mehr oder weniger kurzer Zeit bereits wieder zu intervenieren begann.

Die Unvereinbarkeit von chinesischen und europäischen Außenhandelsvorstellungen war es denn auch, die den König von England, Georg III., i.J. 1703 veranlaßte, den Earl of Macartney an den Hof Kaiser Qian Longs zu entsenden und die Genehmigung sowohl für eine Lockerung der Restriktionen als auch für die Freigabe von Ningbo, Tianjin und anderen Häfen zu erbitten. Die Briten sollten dort lediglich formal festgelegte Tarife zahlen, nicht aber mehr jene zahlreichen "persönlichen Präsente" gewähren müssen, wie sie innerhalb des Canton-Systems inzwischen Brauch geworden waren. Macartneys Mission stand von Anfang an unter einem ungünstigen Stern, da sie ihrerseits schon wieder als Tributmission behandelt wurde. Damit war der Konflikt vorprogrammiert. Vor allem die Weigerung Macartneys, sich vor dem Kaiser auf die Erde zu werfen und allenfalls die auch vor dem britischen Souverän übliche Kniebeuge zu vollziehen, veranlaßte Qian Long, die vorgetragenen Bitten von vornherein abzulehnen. Er begründete diesen Schritt überdies mit dem hochmögenden Hinweis, daß "unser himmlisches Reich alle Dinge, die wir brauchen, in Überfülle besitzt", so daß der Canton-Handel, der den Europäern ja ohnehin gnadenvoll gewährt worden sei, keiner Erweiterung bedürfe.

Die Frustrationen der ausländischen Kaufleute trugen erheblich dazu bei, die gegenseitigen Beziehungen zu vergiften und ein Klima zu schaffen, das den Ausbruch des Opiumkriegs mit anheizte und in dessen Gefolge (Vertrag von Nanjing, 1842) die Briten unerbittlich darauf drängten, daß all jene Beschränkungen annulliert wurden, die ihnen bisher das Leben so schwergemacht hatten.

Wenn das Canton-System gleichwohl mehr als 100 Jahre lang gehalten hatte, so lag dies vor allem daran, daß am Ende beide Seiten erhebliche Gewinne hatten erzielen können, vor allem aus dem Tee- und Seidenhandel. Nach dem Opiumkrieg allerdings begannen den Chinesen die Felle davonzuschwimmen, insofern die Terms of Trade nun von den Europäern diktiert wurden!

1.3.5.3.

Die "Strategiedebatte": Neuauflage einer Jahrtausenddiskussion

Mitte der 70er Jahre des 19.Jhdts. hatte sich die Qing-Regierung zwischen zwei schon klassisch gewordenen Übeln zu entscheiden, nämlich dem kostspieligen Aufbau einer Flotte zur Abwehr der immer aggressiver auftretenden Japaner, die damals gerade Taiwan angegriffen hatten (1874), und einer - ebenfalls nicht gerade billigen - Entsendung von Expeditionstruppen in den Fernen Westen, wo es erneut zu Nomadenaufständen gekommen war und wo die zaristischen Truppen im Anschluß an die "Yili-Krise" (1871-1881) auf das westliche China vorzudringen begannen.¹⁷ Schon bald wurde die Strategiedebatte auf die bezeichnende Formel "Küstenverteidigung contra Grenzverteidigung" gebracht.

Die Vertreter der sog. "Theorie der Küstenverteidigung" hielten die - maritime! - japanische Herausforderung für schlimmer als die - aus Zentralasien drohende russische Gefahr und plädierten daher für eine entschiedener Flottenpolitik, d.h. für den Aufbau einer aus 45 Schiffen bestehenden Kriegsmarine, welche in drei Einheiten aufgeteilt und zur Verteidigung der nördlichen, der zentralen und der südlichen Küstengewässer Chinas eingesetzt werden sollte. Zu den Verfechtern dieses Kurses gehörte vor allem Li Hongzhang, der damals wohl einflußreichste - und ganz gewiß moderner, weil internationaler denkende - Politi-

ker Chinas. Er und die Gouverneure einiger Ostprovinzen setzten sich dafür ein, vor allem die Küsten im Auge zu behalten und die fernwestlichen Gebiete eher zu vernachlässigen, da man nicht zwei kostspielige Unternehmen auf einmal finanzieren könne, und da außerdem das vom Zarenreich bedrohte fernwestliche Xinjiang zum größten Teil aus öden Landstrichen bestehe, die sich auf die Dauer ohnehin nicht halten ließen.

Im Gegensatz dazu bezeichneten die Anhänger der "Theorie der Grenzverteidigung" die japanische Gefahr lediglich als ein Hautleiden, die russischen Angriffe gegen die "Westgebiete" dagegen als Herzkrankheit. Xinjiang liege an der vordersten Front des Nordwestbollwerks, das die Mongolei beschütze, die ihrerseits wiederum dem Raum von Beijing vorgelagert sei. Ginge Xinjiang verloren, so sei die Mongolei direkt, Beijing aber indirekt bedroht. Überdies dürften die fernwestlichen Territorien schon deshalb nicht aufgegeben werden, weil sie von den Vorvätern erobert und jahrhundertlang kultiviert worden seien - ein typisch konfuzianisches Argument! Was die Verteidigung der Küsten anbelange, so solle sie wegen Xinjiang keineswegs vernachlässigt werden. Vielmehr sei eine Simultaneitätsstrategie zu verfolgen!

Hauptvertreter dieser Richtung war Zuo Zongtang, der Gouverneur der nordwestlichen Inlandsprovinzen Shaanxi und Gansu, der am Ende mit seinen Argumenten einige einflußreiche Hofbeamte, vor allem aber den damaligen Kriegsminister gewinnen konnte. Die "innengeleitete" Ming-Politik reichte also immer noch tief in den politischen Alltag der Qing hinein. Tatsächlich konnten sich die Verfechter der "Grenzverteidigung" durchsetzen, als der Hof nämlich die Simultaneitätsvariante absegnete und damit eine Strategie wählte, die theoretisch zwar sowohl maritim- als auch inlandsbezogen war, die in der Praxis aber auf einen eindeutigen "Westkurs" hinauslief.¹⁸

Es ist typisch, daß sich bei der Debatte im wesentlichen wieder einmal die traditionelle Sichtweise durchsetzen konnte, daß also hier das Gelbe erneut gegen das Blaue China gesiegt hatte. Die Situation von 1874/75 war nicht nur weitgehend identisch mit der Lage

Mitte des 15.Jhdts., sondern wurde von der Beijinger Propaganda auch in Parallele gesetzt zur sino-sowjetischen Konfrontation zu Beginn der 80er Jahre des 20.Jhdts., wobei zusätzlich noch die Frage aufkam, ob es denn eine Abwägung zwischen Taiwan und Xinjiang geben dürfe. Solle das eine auf Kosten des anderen gerettet, das andere zugunsten des einen vernachlässigt werden? Die Qing hatten sich noch einmal für Zentralasien entschieden und diesen Entschluß mit einer verheerenden Niederlage gegen die europäischen Kolonialmächte bezahlen müssen. Spätestens seit dem Opiumkrieg von 1840/41 war deutlich geworden, daß der maritimen Verteidigung - und der maritimen Gesamtorientierung - höherer Stellenwert beizumessen sei als dem Steppenglacis. Doch nun war es zu spät, daraus praktische Konsequenzen zu ziehen - zumindest ein ganzes Jahrhundert lang!

Anmerkungen

- 1) Dazu im einzelnen Oskar Weggel, "Die Asiaten", München 1989, S.102 ff., 200 ff. und 204 f.
- 2) Jacques Gernet, "Die chinesische Welt", S.113.
- 3) Wiedergegeben in Edward H.Schafer, "The Golden Peaches of Samarkand", Berkeley and Los Angeles 1963, S.14 f.
- 4) J.L.Cranmer-Byng, Hg., "An Embassy to China", Longmans 1962, vor allem S.209 ff.
- 5) Näheres zu dieser Thematik Rüdiger Machetzki, "Chinas wirtschaftliche Schlüsselregion: Leistungsgefälle der Changjiang-Provinzen", in: C.a., Dezember 1983, S.761-773.
- 6) Fairbank, Reischauer, a.a.O., S.217.
- 7) Zum Schiffbau vgl. Joseph Needham, "Science and Civilization in China", vol.IV/3, Abschnitt 29 ("Nautical Technology"), Taibei, Nachdruck, o.J.
- 8) Fairbank, Reischauer, a.a.O., S.215 f.
- 9) Jacques Gernet, "Die chinesische Welt", Baden-Baden 1979, S.336 f.
- 10) Zu den Gründen für die See-Expeditionen und den Rückzug vgl. u.a. John K.Fairbank, Edwin O.Reischauer, "East Asia. The Great Tradition", Taibei, Nachdruck, 1960, S.312-325. Fairbank führt hier u.a. die "anti-kommerziellen Ideen des Ming-Commercialism und Institutionen der Ming-Bürokratie" an, S.324.
- 11) Auf eine bloße "Registrierung" beschränkt sich z.B. auch Bai Shouyi in der halboffiziellen "Chinas Geschichte im Überblick", Verlag für fremdsprachige Literatur, Beijing 1989, S.329.
- 12) Beschreibung im einzelnen John King Fairbank (Hg.), "The Chinese World Order", Cambridge/Mass. 1968; C.P.Fitzgerald, "The Chinese View of their Place in the World", London, New York, Toronto 1964.
- 13) Dazu Fairbank, "World Order", S.11.
- 14) Vgl. dazu beispielsweise Fairbank/Reischauer/Craig, "East Asia. The Modern Transformation", Boston, Tokyo 1967 (2.Aufl.), S.71 ff.; Emanuel C.Y.Hsü, "The Rise of Modern China", New York, London, Toronto 1970, S.183 ff.

- 15) Hsü, a.a.O., S.190.
- 16) Vgl. auch Michael Greenberg, "British Trade and the Opening of China", Cambridge 1951.
- 17) Dargestellt bei Oskar Weggel, "Xinjiang. Das zentralasiatische China. Eine Landeskunde", Hamburg 1984, S.22 ff. und 41 ff.
- 18) Zu dieser Debatte GMRB, 10.2.81.